

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 57 (1961)

Heft: 1

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, 4. Bd. (1959). Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg.

Das Stichwort der «Gegenwartsvolkskunde», unter dem wir hier (SAVk 54 [1958] 163 f.) auf den 2./3. Band der Hamburger Beiträge hingewiesen haben, gilt in vermehrter Masse für den vorliegenden Band. Dass das Bestreben, der Welt, in der wir leben, auch volkskundlich nahezukommen, unter der (von Otto Lauffer geprägten) Titulatur «deutsche Volks- und Altertumskunde» auftritt, wird dadurch sinnvoll, dass *W. Hävernicks* als Herausgeber der Zeitschrift, als Inhaber des gleichnamigen Lehrstuhls und als Museumsdirektor sich wehrt gegen das Auseinanderfallen der Volkskunde «in zwei perfektionierte und isolierte Forschungsrichtungen», nämlich in eine historisch-archäologisch-museale (der H. als Museumsdirektor und Numismatiker aktiv verbunden ist) und in eine gegenwartsvolkskundlich-soziologisch-psychologische, für welche der Hauptbeitrag im vorliegenden Bande Zeugnis ablegt. Es handelt sich um Hävernicks Untersuchung über «Kinderkleidung und Gruppeneigenschaft in volkskundlicher Sicht», einen bemerkenswerten Ausbruch aus den Bezirken der herkömmlichen Trachtenforschung, welche heute fast gegenstandslos geworden ist, soweit sie sich nicht der Trachtenbewegung oder den «Verbandsuniformen hablicher Landfrauen» zuwenden will. Das Hamburger Museum, an dem Modegeschichte durch Dora Lühr als eigene Disziplin gepflegt und gelehrt wird, bietet beste Voraussetzungen, die lebendige «Tracht», d. h. das Tragen von Kleidern als Zeichen gemeinschaftsbezogener Haltung, an der Quelle zu studieren, nämlich in der Stadt. Den Untersuchungsstoff bilden Klassenphotos, Modehefte und «Fliegende Blätter» aus dem Hamburg der ersten beiden Dezennien unseres Jahrhunderts. Eigene Erinnerungen des Verfassers wurden durch Befragungen von Zeitgenossen ergänzt, ebenso durch genaue Sachforschung bis zum Nachschneidernlassen eines «Matrosenanzuges» (mit «Leibchen») von 1915. Die umsichtige Methode der Auswertung drängt nicht auf schnelle, allgemeine oder gar sensationelle Resultate. Deutlich wird jedoch, dass – um 1920 und in Hamburg – die Gruppeneigenschaft einer Schulklasse bestimmten Alters, also der von Lehrern vielzitierte «Klassengeist», in der mehr oder weniger einheitlichen Kleidung zum Ausdruck kommt, selbst gegen den Willen der Mütter und gegen den Einfluss der Familiengemeinschaft. Das ist eine wichtige Bestätigung der auch von Strübin vertretenen Ansicht, dass die Schule den modernen Jugendlichen (und damit den Menschen überhaupt) in zunehmendem Masse präge. «Schulvolkskunde» wird also zu einem Postulat, neben dem beliebten volkskundlichen Thema der Knabenschaften. Die Altersklassen machen sich im städtisch-schulischen Gewand dadurch bemerkbar, dass (1920 in Hamburg) das «Einjährige», zeitgleich mit der Konfirmation, den Übergang vom Matrosenkleid zum Jackettanzug und langer Hose bringt. 1914 bekam ein junger Mann von seinem Onkel zur Konfirmation Hosenträger (statt des «Leibchens») und eine Bartbinde geschenkt. In der Zeit des Klassenkampfes spielen auch Klassengegensätze in die Schulen und ihre Gemeinschaftsabzeichen hinein. – Mit einem raschen vergleichenden Blick auf heutige Entsprechungen – Klassenbilder von 1959 – stellt der Verfasser das «bunte Formen-Durcheinander» und das Wegfallen der scharfen Grenze zwischen Kind und Erwachsenem fest. Hier müssen viele Fragen offen bleiben, und vor allem drängt sich die Zusammenarbeit mit der Entwicklungspsychologie, der Jugendsoziologie und der Pädagogik auf.

Die «Gegenwartsvolkskunde» wird überhaupt nicht darum herumkommen, in Neuland und wissenschaftliche Nachbargebiete vorzustossen, wie es Hävernicks in seinem Exkurs über die «Ursachen der (Wachstums)Akzeleration» vom volkskundlichen Standpunkt aus versucht. In seinem am Anfang des Bandes abgedruckten Vortrag über «Rundfunk und Volkskunde» wagt er es, sich den Problemen der «Kulturpolitik» und der «angewandten Volkskunde» zuzuwenden. Wer auf persönliche Verantwortung hin gelegentlich hinausgreift über den gesicherten Bereich der Fachwissenschaft und über die neutralisierte Altertumskunde, der wird weder bei der eigenen Fachwelt noch bei den be-

troffenen Nachbarn auf ungeteilte Zustimmung stossen. Doch schadet das nicht, wenn es ihm um «echte Probleme unserer Zeit» geht.

Neben einem Beitrag von *A. Lübnig* über «Freilichtmuseen in den USA» und einem Hävernickschen Hinweis auf «Eisenbahngeschichtliche Museen?» ist erfreulicherweise die Fortsetzung der «Volkskundlichen Streiflichter auf das Zeitgeschehen» durch *Herbert Freudenthal* zu notieren mit der Stichwörterauswahl: Wunschbild der Körperbeschaffenheit, Schönheitsmittelindustrie, Haarschnitt und Rasur, Tätowieren, Hutlosigkeit, Buschhemden, Uniformen, Steckenpferd-Hobby, Städtewahrzeichen, Anstecknadeln, Ziviltaufen, Jugendweihen, Heiratsinserate, Weltuntergangsprophetien, Speisekarten, Nationalcharakter ... An Stoff und an Anregungen fehlt es der Volkskunde auch heute nicht.

Richard Weiss

Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes. Band 5, Wien 1956; Band 6, Wien 1957; Band 7, Wien 1958.

Das vom Österreichischen Volksliedwerk herausgegebene Jahrbuch bringt wieder eine grosse Fülle von Abhandlungen, von denen wir einige wenige herausgreifen möchten.

Band 5, Wien 1956: K. M. Klier macht uns mit den um 1830 in Wien auftretenden Steirischen Alpensängern bekannt. Es waren eigentlich aus Wien stammende Sängerguppen, die, in Trachten gekleidet, dem Publikum alpenländischen Gesang und Musik boten, im besten Sinne Pseudo-Steiermärker. Aus dem weiten Kreis der «Volkskunde der Heimatvertriebenen» stammt der von B. Laaber verfasste Aufsatz «Volkslieder der Heimatvertriebenen aus Südmähren» und die Arbeit von K. Scheierling über «Volksliedüberlieferung bei Ungardeutschen». Von besonderem Gewicht sind die Darlegungen von H. Bausinger über ein aktuelles Thema: «Volkslied und Schlager».

Band 6, Wien 1957: Dieser Band des Jahrbuches stellt eine wohlverdiente Ehrung dar für den 75jährigen österreichischen Volksliedforscher Raimund Zoder (eine Bibliographie über das die Jahre 1950–56 umfassende Schaffen des Jubilars findet sich unter der Rubrik «Literaturberichte»). Von den grösseren Arbeiten erwähnen wir die grundsätzlichen Ausführungen von V. von Geramb über das Tanzen. W. Wiora macht uns in seinen Darlegungen bekannt mit den volksmusikalischen Einflüssen bei Mozart («Über den Volkston bei Mozart»). Zwei Beispiele ausgezeichneter Balladeninterpretationen bringen L. Kretzenbacher («Zur 'Rabenmutter-Ballade' bei Deutschen und Slowenen in Innerösterreich») und E. Seemann («Entführung unterm Tanze. Eine unveröffentlichte Gottscheer Ballade»). In den Gegenwartsbereich lebendigen Brauchtums führt uns O. Moser mit seiner Arbeit betitelt «Das Gailtaler Dreikönigsingen». Soziologische und historische Probleme berührt W. Salmen, wenn er über die «Verbreitung von Einhandflöte und Trommel im europäischen Mittelalter» schreibt.

Band 7, Wien 1958: Kenntnisreich handelt L. Schmidt über das Thema «Ein alt-deutsches Gesellschaftslied auf einem Wiener Bildnis von 1524», wo er uns Einblicke in die bürgerlich-volkstümliche Welt der Renaissance zu geben vermag. Mit «Lied und Brauch zu Neujahr bei den burgenländischen Kroaten» macht uns J. Dobrovich bekannt. Es erhebt hier in sehr anschaulicher Art und Weise jener grosse und weite Kreis des Wünschens und Heischens an Neujahr. W. Deutsch führt uns in ein Gebiet der Volksliedforschung, wenn er uns vertraut macht mit «Erfahrungen bei der Anlage eines Melodien-Registers». Literaturberichte und Rezensionen geben jedem einzelnen Band ein besonderes Gewicht und bringen manche Anregung und mannigfaltige Hinweise.

Walter Escher

Scottish Studies. Hrsg. von der School of Scottish Studies, University of Edinburgh. Bd. 4, Teil 2, 1960, S. 121–228.

Das zweite Heft beginnt mit einem Nachruf auf den jüngst verstorbenen wissenschaftlichen Mitarbeiter der School of Scottish Studies, Calum I. Maclean, einen der hervorragendsten Kenner und Sammler schottisch-gaelischer Traditionen. In die ältere Zeit der Sammeltätigkeit führt uns *J. H. Delargy*, der Direktor der Irish Folklore Commission in Dublin, mit seinem biographischen Beitrag «Three Men of Islay». Über Viehbehandlung und -medizin im 18. Jahrhundert in Schottland berichtet *Thomas Davidson*; wir stossen auch

hier auf die üblichen Vorbeugungs- und Heilmethoden: Segen und Amulette, Verwendung von Urin, Salz und Russ, Krankheiten übertragen, Räuchern des Viehs im Notfeuer, Anrufung von Viehpatronen, vor allem der heiligen Bridget; das herangezogene Vergleichsmaterial stammt ausschliesslich aus dem britischen Bereich. Einen gewichtigen Beitrag bildet die Rätselsammlung (316 Nummern) von Shetland, welche *Calum I. Maclean* und *Stewart F. Sanderson* zusammengetragen haben. Sie ist in Anlehnung an Archer Taylors vortreffliches Buch *English Riddles from Oral Tradition* geordnet, bringt aber auch neues Material, das Taylor noch nicht zur Verfügung stand. Der Ortsnamenforscher sei auf die "Notes on Scottish Place-Names" hingewiesen, welche von *W. F. H. Nicolaisen* in sorgfältiger Weise beigezeichnet werden; diesmal legt er uns die beiden Kapitel über "Avon" und "Names containing the preposition of" vor. Wildhaber

Ulster Folklife. Hrsg. vom Committee on Ulster Folklife and Traditions, Belfast. Bd. 6 (1960). 75 S.

Die Wohnweise und Haustypen in der Grafschaft Armagh werden von *T. G. F. Paterston* in einem systematischen Überblick mit guten Zeichnungen erläutert. – Das in Irland (und Schottland) schon mehrfach aufgegriffene soziologische Problem der Landflucht und Neugestaltung der Bevölkerungsgruppen und Siedlungen wird von *Ronald H. Buehanan* in einem instruktiven Aufsatz "The drift from the land" neuerdings behandelt. Verschwindende Möglichkeiten der Beschäftigung in den herkömmlichen Berufszweigen haben die Landflucht verursacht; der Prozess ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Kinder der reicheren Bauern, welche eine bessere Schulung genossen haben, gehen in die Stadt und bleiben dort. Das einzige Gegengewicht gegen die Entvölkerung wäre die Förderung von kleineren Industrien in ländlichen Gebieten. (Als entsprechendes Schweizer Beispiel vergleiche man etwa die kürzlichen Inseratangebote des Kantons St. Gallen zur Heranziehung von Industrien in bisher ländliche Gegenden.) – *K. M. Harris* stellt zum drittenmal „Extracts from the Committee's Collection" zusammen; darunter finden sich wieder eine ganze Menge von interessanten Einzelheiten: Pferdeschädel im Dachboden; Bestossungsrechte auf der Allmend; fusslose Strümpfe; Hut aus Binsen; Strohvermummung; Totenrast; einäugiger Geisterhund. – Auch die Kindheitserinnerungen von *Grace C. Bonthrone* aus der Grafschaft Antrim bringen viele, gut geschilderte Einzelzüge aus dem Leben in einem Pächterhaus vom Ende des letzten Jahrhunderts: Weihnachten, Ostereier, Speisen, Unterhaltungen. – *Arthur J. Pollock* erzählt von alten, heute völlig verschwundenen Liebesorakeln am Vorabend vor Allerheiligen (Hallowe'en). – Unter den Miscellen soll nur der Beitrag zur Volksmedizin erwähnt werden, in dem z. B. das Messen des Kopfes bei Kopfweh als Mittel angegeben wird; auch einige Schwitzhäuser sind noch in gelegentlichem Gebrauch. Wildhaber

Annali del Museo Pitagorico, a cura dell'Istituto di Storia delle Tradizioni popolari della Università di Palermo. Bd. VIII-X (1957-59). 283 S. 1960.

G. Cocchiara, der Herausgeber dieses Jahrbuches, eröffnet selber den Reigen der Beiträge mit kurzen Betrachtungen über die Volkskunst als Forschungsgebiet (Note sull'arte popolare). *P. Collaer* referiert über Tonbandaufnahmen sizilianischer Volkslieder, an denen er teilgenommen hat; er stellt Vermutungen auf über Stellung und Verbreitung dieser Musik im Mittelmeerraum (Note préliminaire relative aux enregistrements effectués par le Centro Internazionale Studi Musiche Mediterranee dans le sud de la Sicile en 1955). Eine Abhandlung über den Karneval in Griechenland ist einem griechischen Buch von *G. Megas* entnommen (in italienischer Übersetzung). *E. Manni* untersucht die Etymologie des Namens Mars (die auf ein mediterranes Substrat hinweist) und den Kult selber bei verschiedenen Völkern (Ricerche sulla preistoria del culto di Marte). Es folgt eine längere Studie *S. F. Romanos* (Coscienza regionale e vita popolare nella letteratura); ausgehend von der Feststellung, dass die Erkenntnis eines tiefen Unterschiedes zwischen Norden und Süden in den Jahren nach der Einigung Italiens das Entstehen eines regionalen Bewusstseins bei den sizilianischen Intellektuellen hervorrief, untersucht R. den Anteil des Lebens und der Traditionen des Volkes in einigen literarischen Werken sizilianischer

Schriftsteller des ausgehenden 19. Jahrhunderts (Verga, Capuana, De Roberto, der erste Pirandello). *A. M. Cirese* berichtet über italienische Studien im Gebiete der Volksdichtung zwischen 1811 und 1827; der Artikel erscheint nach Cireses Buch «La poesia popolare» (besprochen in dieser Zeitschrift, Band 55, Heft 4), wurde aber, wie der Verfasser selber mitteilt, vorher geschrieben und im entsprechenden Teil des Buches ausgewertet. *A. Rigoli* veröffentlicht einige Briefe des amerikanischen Gelehrten Francis James Child an Giuseppe Pitrè. *C. Galanti* spricht vom Echo des täglichen Lebens des römischen Volkes in dem Roman «Edmondo» von A. Bresciani (1843) (Testimonianze di folklore romano nell'Edmondo del Bresciani). *A. Buttitta* widmet eine längere Untersuchung den zeitgenössischen sizilianischen Jongleuren (Cantastorie in Sicilia – Premesse e testi); trotz der Konkurrenz von Radio, Kino und Fernsehen entfalten sie heute noch eine rege Tätigkeit, wie auch die beigegebenen Textproben beweisen, und finden beim Volk Zuhörer. Neben erfundenen Themen, wie z. B. Liebes- und Abenteuergeschichten, behandeln sie oft Ereignisse aus der heutigen Zeit, wie Faschismus und zweiten Weltkrieg, Mietspreise, bekannte Verbrechen, Politik (ein Gedicht spricht von dem Attentat auf den Kommunistenführer Togliatti im Jahre 1948: es enthält die üblichen kommunistischen Slogans und sieht aus wie bewusste politische Propaganda in Form von Volksbelustigung). *G. B. Bronzini* setzt sich mit dem Problem der Unterscheidung zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie auseinander und betont, wie fragwürdig eine genaue, starre Grenze ist (Crisi delle definizioni). Bücherbesprechungen und Anzeigen (auch von Artikeln in Zeitschriften) beschliessen den Band.

Antonio Stäuble

Demos. Volkskundliche Informationen. Hrsg. vom Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Akademie-Verlag. 1 (1960), Heft 2. Spalte 123–250. 4^o.

Zu unserer Besprechung des ersten Heftes des neuen Informationsblattes der kommunistischen Länder (in SAVk 56, 1960, H. 4, 27f.) haben wir eigentlich nicht viel hinzuzufügen. Wir erhalten eine sachliche Übersicht über die volkskundlich-wissenschaftlichen Publikationen – und in Referaten auch über die Tätigkeit und Forschungspläne – in jenen Ländern. Auf diese Weise können wir uns in kurzer Zeit ein gutes, und als ersten Einblick durchaus hinreichendes, Bild machen von allen Sparten und Themenkreisen, die uns für unsere eigenen Arbeiten interessieren. Die Einteilung ist klar und übersichtlich. Die Berichte sind wieder öfters als Selbstanzeigen abgefasst, was sehr viele Vorteile hat (solange sie nicht eine Tendenz zu Selbstempfehlungen aufweisen: Nr. 295); im grossen ganzen sind sie so abgefasst, dass sie sofort das Wesentliche erkennen lassen. Damit können sie auch eine fehlende deutsche Zusammenfassung ersetzen, so dass auch von diesem Standpunkt aus die Zeitschrift zu einem richtigen Informationsorgan wird. Gelegentlich wird die Redaktion noch etwas stärker ihr Augenmerk auf eine möglichst gleichmässige Länge der verschiedenen Anzeigen (unter Berücksichtigung der Grösse und des Wertes der Artikel) richten müssen. Diesmal scheinen mir einige gute bulgarische Arbeiten etwas zu kurz angezeigt. Hin und wieder möchte man sich auch wünschen, dass die Rezensenten eine etwas grössere Kenntnis der westlichen Arbeiten besässen; es müsste dann z. B. (Nr. 185) doch erwähnt werden, dass «die volkskundliche Erforschung der Industriegebiete» im Westen schon seit vielen Jahren betrieben wird (es sei hingewiesen auf Leopold Schmidt, Brepohl, die schwedischen Arbeiter-Monographien). Anzeigen, wie sie der dritte Aufsatz von Nr. 281 darstellt, würden in einer wissenschaftlichen Zeitung besser wegbleiben, es sei denn, man wolle absichtlich zeigen, wie ahnungslos und ohne volkskundliches Verständnis der betreffende Autor den Problemen gegenübersteht und wie er blinden Partei-Eifer verwechselt mit wissenschaftlich vorurteilslosen Untersuchungen. Glücklicherweise handelt es sich um einen Einzelfall.

Wildhaber

Zur Volkskunde der «Heimatvertriebenen»

Noch immer ist das von *A. Perlick* herausgegebene «Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen» (Freilassing/Salzburg, Verlag Otto Müller), dessen 5. Band (1959/60) vorliegt, das zentrale und bedeutungsvollste Organ für diesen nunmehr schon «eingeleb-

ten» Zweig volkskundlicher Forschung, die Volkskunde der «Heimatvertriebenen». Doch wird der aussenstehende, wissenschaftlich kritische Leser noch immer bei diesem hier in Anführungszeichen gesetzten Wort nachdenklich stocken, auch wenn er das Wort nicht ersetzen kann oder will: Ist es möglich, eine Wissenschaft zu bauen auf einen so gefühlsgeladenen Begriff, der innenpolitisch und aussenpolitisch aufreizt, auf den die «andern» (z.B. jenseits der Oder-Neisse-Linie) ihre Gegenrechnung bereithalten ... Der Schmerz der vom Heimatverlust Betroffenen soll und kann weder vom menschlichen noch vom volkskundlichen Standpunkt aus verkleinert werden. Wie gut verstehen wir die Heimwehgedichte in Barbara Pischels gehaltvollem Beitrag «Zur volkstümlichen Metaphysik deutscher Heimatvertriebener» (a.a.O.S. 63–96), ja wir verstehen sogar den Wunsch nach Rückkehr – «und sei es im Traum». Aber ist es gut, all diese Stimmen – nur die Stimmen von *einer* Seite – zu sammeln in Veröffentlichungen, die jederzeit zum Werkzeug einer Politik des Revisionismus werden können – auch wenn alle Mitarbeiter sich um Objektivität bemühen? Kann man von den Betroffenen – und ein Grossteil der Mitarbeiter sind solche – die ohnehin fragliche wissenschaftliche Objektivität dem eignen Schicksal gegenüber verlangen? Wird hier nicht der unheilvolle Zündstoff, der im romantischen Volksbegriff und damit in der Volkskunde wie ein Fluch weiterwirkt, von neuem gehäuft?

Solche Vorfragen müssen mit Ernst und Nachdruck an diesen ganzen Forschungszweig und seine Vertreter immer wieder gestellt werden, obwohl und weil wir überzeugt sind, dass die Volkskunde dem umwälzenden Geschehen der Gegenwart nicht ausweichen kann und soll, also auch nicht der Tatsache und den Wirkungen der gewaltsamen Bevölkerungsverchiebungen. Die grundsätzliche Kritik gegenüber der Haltung der Verfasser muss auf diesem Gebiet besonders wach bleiben, auch wenn wir feststellen, dass im bewusst formulierten das Bemühen um Sachlichkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit vorherrscht, dass bei der Darstellung des Zusammenwirkens von Kulturen und Nationen des Ostens nicht nur der deutsche Anteil gesehen wird, dass nicht nur rückwärts gewandtes Festhalten und Bewahren und Nichtvergessen des Vergangenen die Forschung bestimmt, sondern dass der Blick auch nach vorwärts gerichtet wird, um das «Einleben» in der neuen Heimat zu erfassen.

Für diese Richtung der Flüchtlingsforschung hat H. Bausinger – selber kein Betroffener – die wegweisende Typik der menschlichen Verhaltensweise der Flüchtlinge vorgezeichnet im Aufsatz «Beharrung und Einfügung» (Jb. Vk. d. Hmtvertr. 2, 1956, 9ff.) und sodann in dem grossangelegten Gemeinschaftswerk «Neue Siedlung» (rez. SAVk 55, 1959, 222f.). Markus Braun, einer der Tübinger Mitarbeiter Bausingers, bietet im vorliegenden Jahrbuch S. 97–120 auf Grund von umsichtig verwerteten Schulaufsätzen ein Bild des Selbstverständnisses der Bewohner einer Neusiedlung, Wimberg bei Calw in Württemberg, so wie schon im Jahrbuch Band 4 (1958) 190–205 Herbert Schwedt, ein anderer Mitarbeiter Bausingers, über die Feldforschung in der Flüchtlingssiedlung Giebel bei Stuttgart berichtete. Der vorliegende 5. Band enthält im übrigen die folgenden Untersuchungen aus ehemals deutschsprachigen Ostgebieten: Josef Lanz, Sudetendeutsche Krippenlandschaften; A. Karasek, Deutsche Herodes- und Schwertfegerspiele am Nordrand der Karpaten; E. Bonomi, Sprachneckereien aus dem Ofener Bergland (Ungarn); K. Horak, Der Volkstanz in den deutschen Sprachinseln des Ostens; M. U. Kasperek, Arl und Pflug im Kuhländchen (Mähren). Diese Gebiete waren vielfach – anders als das Sudetenland – konservative Reliktlandschaften, wegen ihres bäuerlichen Charakters und als Sprachinseln. – Eine neue Problemstellung zeigt der Beitrag von Anton Tafferer, welcher «Donauschwäbische Wissenschaft», besonders nach der nationalistischen Wende von 1918, als das Verbindende eines Volkes in der Zerstreuung darstellt; das würde die volkstümliche Rezeption der Wissenschaft beweisen, wobei umgekehrt gefragt werden müsste, wie weit diese Wissenschaft schon volkstümlich voreingenommen war ... Schliesslich enthält der Band noch einen Beitrag von Hans Dobbertin zur Geschichte der Ostkolonisation im Mittelalter auf Grund von (Orts)-Namenübertragungen. Derselbe Verfasser hat im vorhergehenden Band zu zeigen versucht, wie ein historisches Vermisstenschicksal in der Zeit der Ostkolonisation zur Volkssage vom Rattenfänger von Hameln wurde.

In dem grossen dreibändigen Sammelwerk «Die Vertriebenen in Westdeutschland» (bei Ferdinand Hirt in Kiel 1959) gibt *Alfred Karasek* den volkskundlichen Beitrag unter dem Titel «Volkstum im Umbruch» (S. 606–694). Darin zieht der Meister dieser ganzen Forschungsrichtung die volkskundliche Summe des dramatischen Ablaufs unter den Überschriften: «Volk unterwegs: Treck, Transport und Ausweisungslager als Lebensform»; «Der Start aus dem Nichts: die Flüchtlingsperiode»; «Stämme und Volksgruppen in der Verstreuung»; «Die Bewältigung der neuen Nachbarschaft»; «Auflösung der Fronten und neue Struktur». Das Geschehen wird von Karasek nicht isoliert gesehen, sondern im Zusammenhang mit der Umwälzung der modernen Welt, mit der industriellen Revolution, in welche auch diese politisch verursachten Völkerwanderungen einmünden. So wird die Vertriebenenvolkskunde zum Prüfstein der Volkskunde überhaupt.

In diesem Sinn schreibt Karasek das programmatische Einleitungskapitel «Das wissenschaftliche Problem: neue Aspekte der Volkskunde». Darin wird auf Grund der Erfahrung des führenden Flüchtlingsforschers die Lebens- und Schicksalsfrage an die Volkskunde gestellt: Entweder angesichts der modernen Völkerwanderung und der industriellen Revolution Grundbegriffe und Methoden der Volkskunde neu zu überdenken – oder zu verharren in der romantischen Erstarrung, im Schmollwinkel der Reliktforschung, abgewandt und abgeschnitten von der Gegenwart, in der unser Leben sich vollzieht. Die Volkskunde, wie Karasek als unbequemer Mahner sie meint und treibt, bleibt im traulichen Schlafsaal des herkömmlichen Forschungsbetriebs ein heilsames Element der Unruhe. Dabei ist Karasek das Gegenteil von einem theoretischen Besserwisser; er war ja zuerst Sammler, Feldforscher, wie die «Sammlung Karasek» (u.a. 20000 erst z.T. publizierte Volkserzählungen und 1200 ungedruckte Volksschauspiele) beweist, die einer grossen Zahl von Arbeiten anderer Forscher den Stoff gegeben hat und Stoff geben wird.

So hat Karasek beim Vorstoss von der herkömmlichen Sagenforschung zur Erzählforschung Bahnbrecherdienste geleistet, indem er dem Erzählen im Flüchtlingsstrom – fern von der konservativen «Erzählgemeinschaft» des unberührten Dorfes – nachgeforscht hat. Ebenso verfolgt er die Entwicklung vom «Volksschauspiel» zum «Volkstheater» und zum «Vereinstheater», neuestens in dem sehr gedrängten Forschungsbericht «Volksschauspiel und Volkstheater der Sudetendeutschen» (Veröffentlichungen des Instituts für Kultur- und Sozialforschung, Bd. 2, München 1960) für ein Gebiet, in dem sich die industrielle Lebensform schon im 19. Jahrhundert durchsetzte, im Gegensatz zum bäuerlichen Südosten (Ungarn) oder Nordosten (Ostpreussen u.a.). Soeben erscheint, herausgegeben von A. Karasek und Josef Lanz, auf Grund eigener Materialsammlungen, «Die deutschgalizischen Volksschauspiele» (Salzburg, Verlag Otto Müller, 1961), worin der Austausch mit den Nachbarvölkern das Inseldeutschtum nicht nur als isolierend und konservierend zeigen wird.

Ein zentrales Forschungsanliegen, das von Karasek wesentlich gefördert worden ist, betrifft den Verein, der im 19. Jahrhundert zur charakteristischen und beherrschenden Gemeinschaftsform geworden ist. Heute wirkt er vielfach schon antiquiert, institutionell erstarrt, sozusagen volkskundewürdig. Den neuesten «Beitrag zum Brauchtum der Vereine und Verbände» hat Karasek unter dem Titel «Sudetendeutsche Maibaumfeiern daheim und in Westdeutschland» veröffentlicht in der Festschrift für Alfons Perlick, herausgegeben von F. H. Schmidt-Ebhausen, Dortmund 1960. Diese Festgabe für den verdienten Redaktor des Jahrbuches und für den Anreger der Vertriebenenforschung überhaupt enthält ausser persönlichen Beiträgen und Huldigungen und ausser dem erwähnten Beitrag von Karasek Arbeiten von Walter Kuhn und Erhard Riemann zur Siedlungsgeschichte des einst deutschen Ostens, sodann von Johannes Künzig, Josef Lanz, Waltraud Werner und Josef Hanika Untersuchungen zu Lied, Spiel und Wunsch in der alten Heimat der Flüchtlinge aus dem Osten, schliesslich die neue Heimat betreffende Beiträge von Barbara Pischel «Schlesier und Schlesiervereine», von Franz Krins «Barbara-Glocken in Nordrhein-Westfalen» und von Albert Cammann «Eine schwäbische Familie aus Bessarabien in Nordniedersachsen».

Richard Weiss

Ernst Burgstaller, Allerseelegebäck, Umrittsbrauchtum, Burschenschaften, Nikolausbrauchtum. Linz 1958. Sonderdruck aus: Atlas von Oberösterreich. Erläuterungsband zu Lieferung I und Kartenblätter 18–20.

Seit einer Reihe von Jahren erscheinen für verschiedene österreichische Bundesländer regionale Atlanten, in denen auch die Volkskunde vertreten ist. Bereits 1952 hat der um die kartographische Methode in der Volkskunde und im besondern um den österreichischen Volkskundeatlas hoch verdiente Ernst Burgstaller einen zusammenfassenden Bericht über Vorgehen und Ziele sowie über die ersten Ergebnisse der in Oberösterreich durchgeführten volkskundlichen Erhebungen vorgelegt¹. Zu den uns hier vorliegenden Karten und den dazu gehörenden Erläuterungen möchte ich nur einige Bemerkungen vorbringen, die sich weniger auf den Inhalt als auf die Darstellung, das Methodische des Ganzen, beziehen. Die Karten zeichnen sich durch vorzügliche graphische Gestaltung aus. Wer selber an einem volkskundlichen Kartenwerk arbeitet, kann ermessen, wie schwierig es oft ist, das Wesentliche aus dem Material herauszunehmen und auf einer Karte lesbar darzustellen. Dadurch dass auf einem Blatt vier Karten im gleichen Maßstab nebeneinander stehen, lassen sich sehr leicht Vergleiche, Querverbindungen und Zusammenfassungen anstellen. Volkskundliche Karten ohne Kommentar sind wie ein Haus ohne Dach, ein unvollendeter Rohbau. Was nun Burgstaller als Kommentar bietet ist beispielhaft. An erster Stelle stehen die für das Lesen der Karten wesentlichen Erläuterungen. Sie sind präzise und doch anschaulich, weitgespannt und doch nicht weitschweifig. Was auf den Karten als heutiger Stand erscheint, wird im Kommentar und sogar auf einer Karte mit historischem Material unterbaut. Geographische und historische Methode runden das Bild zu einem Ganzen. Die in den ausführlichen Anmerkungen genannten Literaturangaben ermöglichen jedem Benützer, sich in das nicht mehr kartographisch zu umgrenzende uferlose Gebiet der Sinnesdeutungen zu vertiefen (vgl. z.B. Anmerkung 21 S. 161). Von besonderem Wert sind dann die treffenden photographischen Aufnahmen einzelner Bräuche und Gegenstände. Sie veranschaulichen in bestem Sinne die auf den Karten dargestellten und in den Kommentaren besprochenen Fakten, ja sie sind selbst ein Stück Volkskunde (vgl. z.B. die Abbildung 63, welche einen Armen-Seelen-Geher am Bettelfenster wiedergibt). Was endlich den Inhalt dieser volkskundlichen Karten betrifft, so umfasst er vier verschiedene Brauchgebiete: Allerseelegebäck und das mit diesem zusammenhängende Brauchtum (Gebäcknamen, Heischen usw.), Umrittsbrauchtum, Burschenschaften und Nikolausbrauchtum. Überall fällt einem angenehm auf, wie weitgesteckt die Ausführungen von Burgstaller sind, so dass wir z.B. sowohl über die verschiedenartigen Tätigkeiten der Knabenschaften orientiert werden als auch, was ganz besonders wertvoll ist, die Frage erörtert wird, wie sich die alten Gemeinschaftsformen wandeln und neuen Platz machen. So vermitteln diese Karten und Kommentare Einsichten in das volkstümliche Leben, die weit über den nationalen Rahmen Österreichs hinausgehen.

Walter Escher

Rudolf Braun, Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderungen der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800 (Zürcher Oberland). Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag, 1960. 287 S. Fr. 16.50.

Die Industrialisierung, «eines der erstaunlichsten Phänomene unserer jüngsten Geschichte» (S. 257), ist von der Wirtschaftswissenschaft und von der Soziologie längst in den Kreis eingehender Betrachtung gezogen worden, die Volkskunde dagegen hat sich bis jetzt deutlich zurückgehalten. In der Schweiz ist es das Verdienst von Richard Weiss, immer wieder auf diese Tatsache als auf einen empfindlichen und für die Volkskunde folgenschweren Mangel hingewiesen zu haben.

Nun hat sein Schüler Rudolf Braun mit frischem Mut den entscheidenden Schritt ins Neuland hinein gewagt; nicht blind tappend, sondern im vollen Bewusstsein der Tragweite des Unternehmens. Die Kernfrage für die Volkskunde lautet ja, ob und inwieweit

¹ Ernst Burgstaller, Das Fragewerk zu den volkskundlichen Karten. Durchführungsbericht zum ersten Fragebogen. Veröffentlichungen zum Oberösterreichischen Heimatatlas. I. Linz 1952. SA. Oberösterreichische Heimatblätter Jg. 6, Heft 3.

sich die volkskundliche Betrachtungsweise mit ihren Zentralbegriffen Tradition und Gemeinschaft nicht nur auf das Bauerntum, sondern auch auf die Welt der Industrie und des Industriearbeiters anwenden lässt. Um es gleich vorwegzunehmen: Der Verfasser beweist mit seinem ausgezeichneten Werk eindeutig die Fruchtbarkeit volkskundlicher Fragestellung für die Erforschung der industrialisierten Gesellschaft. Er ist für seine Pionierarbeit, mit der er der Volkskunde einen wirklichen Dienst getan hat, herzlich zu beglückwünschen.

Bei seiner Untersuchung beschränkt er sich auf eines der am frühesten und intensivsten industrialisierten Gebiete des Kontinents, auf das Zürcher Oberland, und auf die Zeit bis 1800, die ganz im Zeichen der Textil-Verlagsindustrie steht. Aber die Ergebnisse seiner sehr sorgfältigen, ein reiches, vielsagendes Quellenmaterial ausschöpfenden Untersuchung sind zweifellos von allgemeiner Bedeutung. Es genügt, auf die grundlegende Erkenntnis hinzuweisen, dass der Industrialisierungsprozess nicht Zersetzung und Zerstörung, sondern eine den veränderten Verhältnissen entsprechende Neugestaltung des Volkslebens und der Volkskultur nach sich zieht. In einem ersten Kapitel macht Braun mit den Voraussetzungen für die Industrialisierung des Oberlandes bekannt; dann stellt er in den Kapiteln II (Wandel der Familien- und Bevölkerungsstruktur in den Industriegebieten), III (Leben und Zusammenleben der industrietreibenden Bevölkerung), IV (Das Haus und die bäuerliche Wirtschaft im Spannungsfeld der Industrialisierung) eindringlich den äusseren und inneren Umwandlungsprozess dar; schliesslich wird in den Kapiteln V und VI eine besonders wichtige Frage, nämlich die Rezeption des protestantischen Arbeitsethos (im Sinne Max Webers) durch die Industriebevölkerung, und, damit im Zusammenhang, deren Einstellung zu Armut und Krisen behandelt. Der Verfasser scheut sich mit Recht vor Vereinfachungen; lieber nimmt er gelegentliche Wiederholungen und verhältnismässig viele Rückverweise und Hinweise auf noch zu Behandelndes in Kauf, als dass er der komplexen Wirklichkeit mit ihren unendlichen Verflechtungen Gewalt antäte. In einer 2. Auflage (man braucht kein Prophet zu sein, um diese vor auszusehen!) liesse sich ohne Schaden vielleicht einiges dieser Art weglassen. Und wenn schon gewünscht sein darf: Eine Übersichtskarte des Zürcher Oberlands und das Einsetzen von Seitenzahlen im sonst sehr nützlichen Inhaltsverzeichnis wären wertvoll.

Auf Einzelheiten des Inhalts einzugehen, verbietet der Raum. Einige Stichworte müssen andeuten, wie gross die Unterschiede des industriellen gegenüber dem älteren bäuerlichen Dasein sind: Individualisierung von Eheleitung und Ehe, grössere Kinderzahl, Schwächung des Familienverbandes, Gründung von Kleinfamilien, Erwerbsdenken anstelle des bäuerlichen Besitzdenkens, Konsumentenstandpunkt bei der Ernährung, Bedürfnissteigerung in Kleidung und Wohnungsausstattung, aber auch höhere geistige Bedürfnisse (Volksbildung, Vereine). Braun verteilt Licht und Schatten gerecht, namentlich schildert er das vorindustrielle Bauerndasein mit guten Gründen nicht mit dem Pinsel des romantisierenden Sonntagmalers aus der Stadt; aber auch die krisenhaften Erscheinungen bei der Industrialisierung werden nicht verschwiegen. Entscheidend für den 'volkskundlichen Wert' der Untersuchung ist nun aber folgendes: Trotz der gewaltigen Wandlungen, trotz des Abbaus vieler Traditionsgüter und Gemeinschaftsformen darf nicht von einem Bruch mit der Vergangenheit geredet werden. Der Hang zur Tradition und der Wille zur Gemeinschaft wirken in der veränderten Umgebung ungebrochen weiter. Und ein zweites: Die Volkskunde möchte eine Wissenschaft vom Menschen sein; Braun steht durchaus in dieser guten Tradition, indem er klar herausstellt, wie neben dem Zwang, ja Mechanismus einer wirtschaftlichen Entwicklung doch immer und überall «der gestaltende Kulturwille» (S. 116) wirkt.

So bietet dieses packende, lebensstrotzende Buch einerseits tiefe Einblicke in das wirkliche Leben der 'guten alten Zeit', andererseits trägt es zur Kenntnis der industrialisierten Welt von heute Wesentliches bei, und es kann (und will auch!) in die Zukunft weisen, indem es auf die Lage der vielen Länder hinweist, die neu in den Industrialisierungsprozess mit all seiner Problematik hineingezogen werden. Der angekündigten Fortsetzung, in der die Untersuchung bis in die Gegenwart heraufgeführt werden soll, darf man füglich mit höchsten Erwartungen entgegensehen.

Eduard Strübin

Sigurd Erixon, Svenska byar utan systematisk reglering [Schwedische Dörfer ohne systematische Regelung]. Stockholm, Nordiska Museet, 1960. XVIII, 266 S., 80 Abb., 91 Karten. 4^o.

In einem grossangelegten von zahlreichen Karten begleiteten Werk, bereichert durch viele Flugphotographien, behandelt der bekannte schwedische Forscher Dorf- und Flurformen vor allem von Mittel- und Südschweden. Der ausführliche Literaturnachweis bietet auch die übrigen nordischen, deutschen und englischen Publikationen zum Thema. Eine deutsche und englische Übersetzung des Inhaltsverzeichnisses erleichtert das Studium der Arbeit, doch wäre eine summarische Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse in einer dieser Sprachen für nichtschwedische Leser noch wünschenswerter.

Der analytische Teil entwirft auf rund 190 Seiten das geographische Bild der einzelnen Gemarkungen und gibt wertvolle historische, wirtschaftliche und besitzmässige Hinweise. Sehr aufschlussreiche Karten, die zumeist aus dem 17. und 18. Jahrhundert datieren, deren graphische Lösung jedoch nicht immer befriedigt, und viele Abbildungen belegen die Ausführungen.

Der synthetische Teil versucht auf 60 Seiten die Siedlungsgruppierung und Flurverteilung der nicht regulierten Dörfer Schwedens in gegenseitige Beziehung zu setzen. In dieser kurzen Besprechung ist es leider nicht möglich, auf die Ergebnisse ausführlicher einzugehen. Angedeutet sei, dass Einzelhöfe, Zwickhofweiler und Dörfer vorhanden sind, bei denen der Hofbesitz in charakteristischer Weise mit Zäunen umfriedet ist. Siedlungen am Fluss, auf Hügeln und an Wegen sind häufig reihenartig. Diese umzäunten Siedlungen wandeln sich im Laufe der Zeit zu Dörfern mit offenen Fluren, bei welchen Zäune nur noch in randlichen Gebieten und als äussere Umgrenzung der inselartigen Fluren dienen. Ausführliche Darlegungen werfen neues Licht auf die Flurverteilung. Meist herrscht unregelmässige Blockflur, z.T. wird sie später durch Unterteilung gewannartig, was zu Streubesitz führt. Damit wurden partielle Regulierungen notwendig. Bedeutungsvoll ist auch der Gemeinbesitz bei gemeinschaftlich genutzten Arealen, teilweise mehrere Dörfer umfassend.

M. Gschwend

Fritz Krüger, El mobiliario popular en los países románicos. C. La cuna. Separatdruck aus: Revista de Dialectología y Tradiciones Populares (Madrid) 16 (1960) 1–114, 24 Taf., 9 Photos.

Das in SAVk 56 (1960) IV, 46f. angezeigte, umfassende Möbelwerk von Fritz Krüger hat bereits eine weitere Bereicherung erfahren: der Teil C, welcher die Wiege in allen Aspekten darstellt, ist soeben als Sonderdruck aus der spanischen Volkskundezeitschrift erschienen. Krüger gibt darin eine überlegene, meisterliche Übersicht der verschiedenen Typen der Wiegen, ihre Charakteristik, geographischen Verbreitungsgebiete und Terminologie. Von den Korbwiegen geht er weiter zu den Kistenwiegen (mit geraden und mit schrägen Seitenwänden) und den gebogenen Holzwiegen. Er geht auf eine Menge von Einzelheiten ein, z.B. die Einrichtungen für das Schaukeln der Wiege, die Wiegenbogen und -bänder, die Traggestelle und die Ausschmückung der Wiegenwände. Ein Kapitel für sich bilden die Vorrichtungen für das Tragen der Wiege beim Mitnehmen zur Arbeit auf dem Feld und die eigentlichen Feldwiegen. Die terminologischen Fragen bieten ihm eine willkommene Gelegenheit, eine bunte Lese von Wiegenliedern heranzuziehen. Im wesentlichen wird die gesamte Romania dargestellt, aber wieder erfahren wir viel auch aus den übrigen Ländern Europas.

Wildhaber

Holger Rasmussen, Fynske Bindebrev. Odense, Odense Bys Museer, 1960. 93 S., 29 Abb. Deutsche Zusammenfassung: Bindebriefe aus Fünen.

Auf der dänischen Insel Fünen sind 40 Bindebriefe aus den Jahren 1630–1889 katalogmässig erfasst; der grössere Teil hiervon ist in der schönen Publikation Holger Rasmussens – sie erschien zum Jahrhundertjubiläum der Stadtmuseen von Odense – veröffentlicht und eingehend beschrieben. Die Vorkommenszentren derartiger Bindebriefe sind Dänemark und Norddeutschland, doch gibt es daneben auch Ausstrahlungen in andere Länder. Ihr Sinn ist, jemanden auf seinen Namenstag hin zu «binden»; er muss sich dann

gegenüber den Absendern durch ein Festessen lösen. Schon äusserlich zeigt sich diese Funktion durch die häufige Beilage eines Seidenfadens oder von Bändern, wohl auch durch einen kunstvollen Knoten. Öfters werden in den Begleitsprüchen – deren Text ziemlich stereotype Form hat – auch die erhofften Gerichte einzeln aufgeführt. Es handelt sich um einfache Papierchen, Faltbriefe oder mehr oder weniger kunstvoll ausgeführte Malereien und Scherenschnitte, die ganz in den Bereich der Imagerie populaire zu zählen sind. Eigenartig sind weitere Funktionen, welche diese Bindebriefe übernehmen können; man verwendet sie gelegentlich als etwas verschleierte Heiratsanträge oder dann als «Einstandsbriefe», mit denen man ein neues Mitglied einer Knabenschaft, auch der Neukonfirmierten oder der neu gekommenen fremden Dienstboten ebenfalls bindet zur erwarteten Lösung durch einen Schmaus. In diesen Fällen können sie natürlich nur einmal geschrieben werden, der Namenstag aber bringt jedes Jahr die erhoffte Gelegenheit! In Dänemark kann man schön verfolgen, wie sie zunächst in Hof- und Adelskreisen üblich waren, dann von den Bürgern der Städte übernommen wurden, um endlich während des ganzen 19. Jahrhunderts von den Bauern liebevoll gepflegt zu werden. Wildhaber

Claus und Liselotte Hansmann, Triff ins Schwarze. München, F. Bruckmann, 1960. 70 S., 36 Farb- und 51 Textabbildungen.

Es ist eine reine Freude, wieder eines der fröhlichen, prächtig ausgestatteten und sorgfältig gedruckten Bruckmann-Bilderbüchlein anzeigen zu dürfen. Für die beiden letzteren Komplimente gebührt dem Verlag das volle Verdienst, für die «Fröhlichkeit» aber – und wir möchten noch sagen, für die Liebenswürdigeit und die geschmackvoll-belehrende Eleganz der Anordnung gehört das ganze Lob dem Ehepaar Hansmann, das sich in so glücklicher Weise teilt in die erlesenen Photoaufnahmen («er») und in die sehr geschickte Textdarstellung («sie») und das auf gemeinsamen Fahrten all den Köstlichkeiten nachspürt. Denn gerade darin liegt nicht nur für den interessierten Laien, sondern auch für den Fachmann (sei er in diesem Fall nun Schütze, Volkskundler oder Museumsleiter) das Schöne, in diesen Bändchen immer wieder auf Dinge zu stossen, die man noch nicht kannte, und die man auf keinen Fall in dieser Art je beieinander hatte. Das Schützenwesen in seiner eigenartigen Stellung zwischen militärischem Verband, Zunft- und Bruderschaftsvereinigung und gemeinschaftlicher Unterhaltung bietet eine Fülle des Interessanten, ganz besonders für uns Schweizer (in diesem Bändchen ist Material aus St. Gallen verwertet; die köstlichen Schwyzer Kleinodien sind leider nicht dabei). Da finden wir lustige Schützenscheiben (natürlich hat es auch eine Tellscheibe von 1825, aus Schwabach!); die meisten von ihnen sind bemalt, nur ausnahmsweise ist eine geschnitzt. Selbstverständlich gehören auch die Sprüche auf diesen Scheiben zur Volksdichtung; auf dem Vorsatzpapier findet sich eine wundervoll marktschreierisch gestaltete Zusammenstellung derartiger Poesie. Berühmte Schützen haben sich auch porträtieren lassen und stellen sich so einer bewundernden Nachwelt vor. Wir sehen all die Kleinodien, welche den Schatz einer Schützengilde ausmachen: die Ketten, Becher, Pokale und die Anhänger dazu; gelegentlich bedeckten diese Anhänger das eigentliche Schützenzeichen völlig. Schützenfeste, Vogel- und Papageienschiessen sind ebenfalls in Wort und Bild erwähnt.

Wildhaber

Paul Engelmeier, Westfälische Hungertücher vom 14. bis 19. Jahrhundert. Münster, Westfalen, Aschendorff, 1961. 64 Seiten Text, 71 Abbildungen, 1 Karte. (Veröffentlichung aus den Westfälischen Museen, 4). Kart. DM 15.80, Leinen DM 18.–.

Der liturgische Brauch, während der Fastenzeit in den Pfarr- und Klosterkirchen des Abendlandes grosse, oft mit Passionsbildern geschmückte Tücher ursprünglich vor, später über den Hauptaltar zu hängen, ist bis auf das Jahr 1000 nachzuweisen. Das Volk nannte diese Velen «Hungertücher», weil sie am Aschermittwoch den Beginn der Fastenzeit, die früher tatsächlich eine Hungerszeit war, anzeigten. In der Schweiz sind uns vor allem Hungertücher aus der zweiten Hälfte des 15. und beginnenden 16. sowie auch noch aus dem 17. Jahrhundert erhalten, wobei es sich um grossformatige, farbig bemalte Leinwand handelt, welche mit Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, besonders aber mit solchen aus der Passion geschmückt ist. Während das kirchliche Fastenbrauchtum

nach der Reformation stark einging, hielt man in Westfalen zäh an der Überlieferung fest; im Münsterland und am benachbarten Niederrhein, zum alten Fürstbistum Münster gehörig, begann noch Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts eine neue Blütezeit der Hungertücher. Die in der Filetarbeit hergestellten, nachmittelalterlichen Fastenvelen aus Leinen zählen zu den Kostbarkeiten deutscher Textilkunst.

Die vorliegende Arbeit Engelmeiers gibt eine zusammenfassende, mit Bilddokumenten sorgfältig belegte Darstellung der 32 heute noch vorhandenen oder im Bilde nachzuweisenden westfälischen Fastentücher aus dem 14. bis 19. Jahrhundert, worunter fünf bisher in der Literatur unbekannt Stücke sind, während 21 verschollene, aber urkundlich nachgewiesene Velen listenmässig registriert werden. Engelmeier erläutert eingangs in seinem Werk über die «Smachtlappen», wie die niederdeutsche Bezeichnung lautet, neben den historischen Aspekten die drei vorkommenden Techniken: bemalte, handgedruckte sowie gestickte Tücher. In chronologischer Folge werden sodann die Bestände Westfalens aufgeführt, wobei das 17. Jahrhundert weitaus die reichste Beute liefert. Diese Gruppe, nach ikonographischen Gesichtspunkten geordnet, enthält das berühmte Telgter Hungertuch von 1623, welches den Kernpunkt der Arbeit bildet. Die einmalige Filetarbeit – vor kurzem sorgfältig konserviert – zeigt in schachbrettartiger Anordnung 33 Bildfelder mit Darstellungen aus der Passion, die Evangelistensymbole sowie Sinnbilder aus dem Alten Testament. Betrachten wir die westfälischen Hungertücher gesamthaft, so werden wir durchwegs die bodenständige Technik der Netzung in Filetstopfarbeit antreffen, eine Leinenbearbeitung, welche keineswegs der künstlerischen Reize entbehrt. Die Velen unterscheiden sich jedoch grundsätzlich von denjenigen, welche in den alpennahen Gebieten und bei uns in der Schweiz entstanden sind: in Westfalen war es eine einfarbige Nadelarbeit, im Alpengebiet hingegen bunte Malerei. Jenny Schneider, Zürich

A. T. Lucas, Furze. A survey and history of its uses in Ireland. Dublin, Published for the National Museum of Ireland by the Stationery Office, 1960. 204 S., 23 Abb. (Buchform einer Abhandlung aus *Béaloideas*, Bd. 26).

Mit der eingehenden archivalischen, sprachlichen und modern-brauchtmässigen und ergologischen Kenntnis, welche wir bei den Abhandlungen von Lucas zu erwarten gewöhnt sind, gibt er uns ein Buch über all die Verwendungsmöglichkeiten des Ginster in England. Es handelt sich um den Stechginster in seinen beiden in Irland vorkommenden Arten (*Ulex europaeus* und *Ulex gallii*). Es ist ganz erstaunlich, was da alles herauskommt, und am erstaunlichsten ist wohl, wenn wir hören, dass früher Stechginster in Irland eigentlich angesät und geerntet wurde, und dass angepflanzte Stechginsterfelder als «gutes» Land gewertet und bezahlt wurden. Denn die Möglichkeiten seiner Verwendung auf einem Bauernhof waren derart gross, dass es sich lohnte, ein eigenes Feld zu haben und zu pflegen. Weil nicht jeder Bauer sich gut darauf verstand, gab es einen eigentlichen Wanderberuf der «Ginster-Anpflanzer». Zunächst eignete die Pflanze sich vorzüglich für temporäre Zäune, dann als Brennmaterial (neben dem bäuerlichen Ofen auch für den Ofen des Bäckers und für den Kalkofen), auch als Viehfutter, Stallstreu und zur Düngung; man benützte sie auch zum Dachdecken und als Füllmaterial für Lehmwände; Straucheggen konnten aus Ginster hergestellt sein; Kinder machten Schleudern aus Ginster, und Erwachsene brauchten ihn als Spazierstock; der Kaminfeger erkannte in ihm ein vortreffliches und billiges Mittel, das Kamin zu reinigen; auch Ostereier wurden mit ihm gefärbt. Es gab sogar Leute, welche ihn als Tabakersatz verwendeten. Man schrieb ihm besondere Wirkung bei der Räucherung des Viehs zu. Der Mann im Mond endlich trägt auf dem Rücken einen Stechginsterbusch, den er aus des Nachbars Hag gestohlen hat. – Lucas fundiert alle seine Angaben mit den präzisesten archivalischen Quellenangaben und geographischen Lokalisierungen. Es ist ein Vergnügen, seinen Ausführungen zu folgen. Sie sind im übrigen – auch was die Literatur angeht – auf Irland beschränkt. Es sollen hier nur einige ausserirische Ergänzungen angemerkt sein, wobei allerdings darauf hinzuweisen ist, dass es öfters ganz unmöglich ist zu entscheiden, ob es sich jeweils um den Stechginster (*Ulex*) oder den Ginster (*Genista*) handelt. Als Viehfutter ist er belegt in Wales (Peate, Welsh Bygones; Evans, Gorse Glen), England (Edlin, Woodland Crafts), Belgien (Linde-

mans, Landbouw), Spanien (Ebeling, Lugo); als Streue in Belgien (Bastin, Les plantes), Deutschland (Mössinger, Von Bauerngeräten); als Dünger in Portugal (Dias, Minho); als Brennmaterial in Cornwall (Jenkin, Cornwall), Belgien (Bastin, Les plantes), Portugal (Dias, Minho); für Backöfen in Belgien (Bastin, Les plantes); als Besen in Belgien (Bastin, Les plantes), Portugal (Dias, Minho); als Bedachungsmaterial in Frankreich (Dornheim, Ardèche); Faserverarbeitung zu Geweben in Dalmatien (Fortis, Reise Dalmatien; Österreich.-Ungar. Monarchie, Bd. Dalmatien). Wildhaber

Iván Balassa, A magyar kukorica. Néprajzi tanulmány [Der ungarische Mais. Geschichtliche, ethnographische und auf den Wortschatz bezügliche Abhandlung]. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1960. 525 S., 220 Abb., Literatur. Deutsche Zusammenfassung, S. 475–482.

Jahrelang hatte Balassa an diesem Werk gearbeitet, bis er es nun als 'opus completum et perfectum' vorlegen kann. Die gesamte Entwicklung des Maisanbaus im heutigen Ungarn (mit Einbezug des früheren zu Ungarn gehörenden Siebenbürgen) vom 17. Jahrhundert bis zum heutigen Tag wird in allen denkbaren Aspekten vor uns vorgeführt. Dank der wirklich nutzbaren deutschen Zusammenfassung und der Übersetzung aller Inhaltskapitel und Bildlegenden wird die Arbeit auch für uns zu einer richtigen Fundgrube. Ein besonders grosses Gewicht wird auf die Terminologien gelegt; dieser Punkt dürfte vor allem vergleichende Sprachforscher interessieren. Balassa zieht aus den verschiedenen Terminologien Schlüsse, welche früheren Anbaupflanzen und Bearbeitungsmethoden durch den Mais verdrängt oder teilweise auch übernommen wurden. Auf jeden Fall brachte der Maisanbau wieder in vermehrtem Masse den (übernommenen oder neu eingeführten) Hackbau. Aus scheinbaren Kleinigkeiten, wie etwa der Art der «Lese», des Stengelschneidens und -legens, des Aufsichtens und des Verladens auf den Wagen, der Dresch- und Entkörnungsarten lässt sich durch sorgfältige Interpretation vieles von früher verwendeten Anpflanzmethoden bei anderen Feldfrüchten herauslesen. Aufschlussreich ist auch die Herkunft des fremden Wortschatzes hinsichtlich der Verwendungsgebiete; so werden die aus dem Serbokroatischen und Rumänischen stammenden Wörter in überwiegendem Masse für Speisen und nicht für Arbeitsmethoden angewendet. Der Verfasser glaubt auf Grund der Arbeitsmethoden nicht an eine Beziehung des ungarischen Maisbaus zum amerikanisch-indianischen (die Parallelen sind aller erst sehr spät). Sehr ausgeprägt sind die landschaftlichen Verschiedenheiten innerhalb Ungarns vor allem in der Art und Weise des Säens (mit der Hacke, eintreten mit der Ferse), der Art, wann und wo der Maisstengel abgeschnitten wird, der Entkörnung durch Dreschen oder Verwendung eines Maisschälholzes (erfreulicherweise sind zahlreiche Abbildungen beigegeben) und endlich der Arten des Aufspeicherns und der Speicherformen (in der ganz vorzüglichen Literaturzusammenstellung vermissten wir hier die einschlägige und kenntnisreiche Abhandlung von Adolf Mais, Die Maisspeicher in Österreich, in: Die Wiener Schule der Völkerkunde, Festschrift zum 25jährigen Bestand 1929–1954, 535–550).

Ursprünglich verdrängte der Mais die Breipflanzen: Hirse, Buchweizen und Gerste; in letzter Zeit setzt sich immer stärker die Verwendung zur Fütterung und Mästung von Haustieren durch (bei uns beobachten wir genau dieselbe Entwicklung). Wir sind dem Verfasser dankbar, dass er auch eine ganze Menge wertvoller Einzelzüge vermittelt, so etwa die Verwendung der Maisstengel als Brennmaterial in baumlosen Gegenden, auch als Notnahrung, die Benützung der Blätter für Kinderspielzeuge. Interessant ist ebenfalls die Beobachtung, dass es für die Maisfelder kein eigenes (ungarisches) Flächenmass gibt wie für die anderen Getreidesorten oder für Wies- und Rebland; ebensowenig kennt das Ungarische eine eigene Bezeichnung für die Maisgarben oder -haufen. Die Karte 25 (auf S. 89) ist etwas sehr grossflächig hinsichtlich der europäischen Namen für den Mais (Seezetal und Bündnerland kennen: *Türken, granturco*). Das Buch wird auch dem Geräteforscher willkommenen Anregungen bieten (die Abb. 108 auf S. 238 zeigt z. B. die Verwendung eines alten Sensenblattes als Stengelschneider). Wildhaber

Arbeiten zur Maskenforschung

D. Sebastião Pessanha, Mascarados e máscaras populares de Trás-os-Montes. Lissabon, Livraria Ferin, 1960. 66 S., Taf.

Das Material und alle nötigen Unterlagen zu dieser schönen und so notwendigen Maskenstudie hat sich Pessanha im Laufe mehrerer Jahre selbst beschafft, und es ist hocherfreulich, dass wir nun auch über Portugal – oder wenigstens über eine Provinz des Landes – sehr genau über das Maskenwesen und über die Gesichtsmasken unterrichtet werden. Was die 46 abgebildeten Gesichtsmasken angeht, weisen einzelne von ihnen eine auffällige Ähnlichkeit zu italienischen Masken des Aostatales und aus Sardinien auf; 19 sind aus Holz, 15 aus Blech (eine erstaunlich hohe Zahl!), 7 aus Leder (solche Masken sind in der Schweiz selten), 1 aus Rinde, 1 aus Kaninchenfell (gehören diese zur Mittelmeerkultur?) und 3 aus Tuch und Karton. Die meisten Masken sind bemalt. Besonders herausgehobene Gestalten sind «Teufel» und «Tod».

Das Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59 bringt 2 Aufsätze zu einem Thema, das uns besonders interessiert, betrifft es doch das dem Sarganserland nahestehende Vorarlberg. *Leopold Schmidt* schreibt einen Überblick «Zur Geschichte des Maskenwesens in Vorarlberg» (93–100); *Klaus Beitzl* bringt die Einzelunterlagen «Geschnitzte Fastnachtmasken in Bludenz und Schruns (101–113)». Noch scheinen mir aber recht viele Fragen offen zu bleiben; die Beziehungen zum Sarganserland sind mir nicht geklärt genug, und bis wirklich archivalische oder gut belegte Angaben über heimische Vorarlberger Schnitzer vorliegen, muss man wohl auch alle sonstigen Möglichkeiten in Erwägung ziehen. Aber eines ist sehr wesentlich: wir werden hier mit Masken bekanntgemacht, die bis anhin in der Literatur nicht erwähnt wurden. (Eine Bitte: aus der seriösen, wissenschaftlichen Literatur sollten nun wirklich die «Graubündner Masken» endgültig verschwinden; es gibt sie als traditionelle Masken nicht.)

Es freut uns, noch auf einen hübschen und liebenswürdigen Ausstellungsführer des Ludwig Uhland-Instituts für Volkskunde an der Universität Tübingen hinzuweisen: «Schwäbisch-alemannische Fasnacht», mit kurzen Einführungsaufsätzen (so von *Hermann Bausinger* «Schöne und hässliche Masken») und erfreulichen Photos (zu erwähnen: der Elzacher Maskenschnitzer Disch bei der Arbeit). Wildhaber

Arbeiten zur Sachkultur

Friedrich Mössinger, Von alten Bauerngeräten im Odenwald. In: Hessische Blätter für Volkskunde 51/52 Textteil (1960) 147–169, Abb.

Eine gerade durch die anspruchslose Schlichtheit und Sauberkeit der Darstellung und durch die spürbare Liebe zu einfachen Dingen höchst sympathische und wertvolle Arbeit. Mössinger ist auf eine Reihe von bäuerlichen Objekten gestossen, welche ihm ob ihrer heutigen Seltenheit wert schienen, untersucht und aufgezeichnet zu werden. Es sind: der Hutzelkorb zum Aufbewahren von gedörrten Birnen, die verschiedenen Brotgestelle, der randbeschlagene Holzspaten, die Worfelschaukel, die Heidesense und die gezähnte Sichel; alle sind mit vorzüglichen Zeichnungen belegt. Der Verfasser weist auch auf weitere Literatur hin. Ein kleines Bedenken möchten wir allerdings – es soll beileibe kein Vorwurf sein – vorbringen. Mössinger zieht hauptsächlich Scheuermeier heran, womit der falsche Eindruck erweckt werden könnte, als ob Parallelen nur zur Südschweiz und zu Italien bestünden. Für die Brotgestelle z. B. wäre es mindestens so naheliegend, die zahlreichen Beispiele aus skandinavischen Ländern heranzuziehen (dazu würden Spanien, Frankreich, Wales, Slovenien, Ungarn kommen). Zur Heidesense und ähnlichen Formen könnte man Belege aus Irland, Holland, Belgien und Frankreich bringen. Die gezähnte Sichel ist (oder war), abgesehen von Italien, die übliche Form auf der iberischen Halbinsel, in Südfrankreich und auf dem Balkan; ob beim vorgeführten Einzelstück die Möglichkeit einer «Verschleppung» nicht auch denkbar wäre?

Karl Haiding, Wald und Holz. Führer durch die vierte Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels [Steiermark], 1958, S. 34–66, Abb.

Haiding hat für den Führer durch eine Museumsausstellung eine kleine Abhandlung über die Holzarbeiter und ihre Arbeiten geschrieben, die besonders reizvoll ist, weil sie nicht nur formal in guter Systematik alles Erwähnenswerte aufzählt, sondern in diesen Rahmen eine ganze Menge eigener Beobachtungen und fröhlicher Bemerkungen einschliesst. Wer in Kürze einen selbsterlebten Abriss über Holzknechte und holzverarbeitende Dorfhandwerker lesen möchte, dem ist dieser solide Aufsatz sehr zu empfehlen. (Eingehendere Arbeiten zu diesem Thema – es geht nicht um die Geräte! – wären etwa die Bücher von W. Schmitter, Waldarbeit und Waldarbeiter im Prätigau; Helene Grün, Die Pecher; Ernst M. Wallner, Zastler; John Granlund, Träkär i svepteknik; H. L. Edlin, Woodland crafts in Britain).

Krzysztof Wolski, Z badań nad dawnymi technikami pszczelarskimi w dorzeczu Sanu [Recherches sur les anciennes techniques apicoles dans le bassin du San]. Przemysł, Societas scientiarum ac litterarum premisliensis, 1960. 36 S., 48 Abb., 1 Karte. Résumé français.

Der Verfasser – er ist der Direktor des Ethnographischen Museums von Przemysł – hat den alten Methoden der Bienenzucht im Südosten Polens eine vorzügliche Studie gewidmet. Er untersucht die verschiedenen, höchst altertümlichen Typen der Bienenstöcke der dortigen Gegend – die grosse Zahl von schönen eigenen Aufnahmen, welche der Schrift mitgegeben ist, legt davon sprechendes Zeugnis ab –, er zieht aber auch archivalische Notizen heran. Interessant ist das Fanggerät für Bienenschwärme (Abb. 42 und 44). Für vergleichende europäische Studien ein sehr beachtliches Hilfswerk¹.

Walerian Sobisiak, Z badań nad narzędziami obróbki lnu i konopi w XVI–XVIII wieku [Zur Forschung über die Geräte zur Bearbeitung von Flachs und Hanf vom 16. bis 18. Jh.]. In: Kwartalnik Historii Kultury Materialnej 8 (1960) 43–73, 19 Abb. Keine Zusammenfassung.

Gute Abbildungen aus älteren Werken über Hanf- und Flachsbearbeitung: Riffelbank, Flachsrätschen, Hechel, Spinnrocken (mit Sitzbrett), Spulrad, Webstühle, Scher- und Zettelrahmen, Flachs schwingen und klopfen. Der Text ist uns leider, ohne eine Zusammenfassung in eine westliche Sprache, nicht zugänglich.

Toini-Inkeri Kaukonen, Kinnasompelun levinneisyys ja työtavat Suomesa [Verbreitung und Arbeitsweise beim Nähen von Fäustlingen in Finland]. In: Suomen Museo, 1960, 44–73, 23 Abb. Deutsche Zusammenfassung.

Das Nähen von Fausthandschuhen hat sich in Skandinavien und vor allem in Finland bis heute erhalten; ein solcher genähter Handschuh ist wärmer und haltbarer als ein gestrickter, deshalb wird er besonders bei winterlichen Waldarbeiten gerne getragen. Die Verfasserin beschreibt sehr exakt die verschiedenen Nähetechniken (mit instruktiven Abbildungen); sie zeigt auch die hierbei verwendeten Nadeln (aus Knochen, Holz oder Metall), welche beinahe identisch sind mit prähistorischen Fundstücken. Neben genähten Fäustlingen sind auch «Füsslinge» in gleicher Technik wiedergegeben.

Das neue Heft der *Acta ethnographica* (Budapest)² bringt eine wertvolle und klar durchgeführte Abhandlung von József Szabadfalvi, Die Ornamentik der ungarischen Schwarzeramik (251–327, 35 Abb., Lit.)³. Er sagt, dass in Europa dieses Töpferverfahren östlich der Linie Dänemark–nördliche Ausläufer der Alpen bekannt sei. In meiner früheren An-

¹ Es mögen hier noch zwei weitere Aufsätze über die Imkerei erwähnt werden; sie sind beide sehr instruktiv und gut bebildert: *Karl Haiding*, Bienenzucht und Lebzelter-Handwerk. Führer durch die Sonder-Ausstellung des Heimatmuseum Trautenfels (1957). 31 S. – *Derselbe*, Die alten Bienenwohnungen im Bezirk Liezen, in: Zs. des Histor. Vereins für Steiermark, 1959, 171–198.

² Bd. 9, fasc. 3–4. Der andere, grössere Aufsatz, welcher sich mit einem volkskundlichen Thema befasst, stammt von Márton Istvánovits, Dissemination in the Caucasus of tales belonging to the 'Change of Sex'-Type (Aarne Thompson 514).

³ Auch als Sonderdruck: Volkskundliches Institut der Universität Debrecen, Heft 17, 1960.

zeige seiner vorausgehenden Arbeit (SAVk 55, 1959, 232f.) hatte ich bereits auf die spanischen Parallelen hingewiesen, welche der Verfasser auch diesmal nicht berücksichtigt. (In der sonst sehr instruktiven Literaturliste fehlt das schöne Buch von H. P. Hansen, *Jydepotter og løb*, 1944; neu würde nun Burszta, *Kultura Wielkopolski* 662f. für Polen hinzukommen). Während des Verfassers frühere Arbeit hauptsächlich die Herstellungs- und Brennmethode der Schwarzkeramik erläutert, untersucht er diesmal die Gefäßtypen und die für sie angewendeten Ornamentierungsverfahren, über die wir in dieser Übersichtlichkeit bisher noch nie belehrt wurden. Die ungarische Keramik eignet sich für eine derartige Darstellung besonders gut, weil sie reichhaltige Verzierungen aufweist. Da ist zunächst als älteste Form der Ornamentierung das Polieren mit einem abgerundeten Flusskiesel (oder mit einem Knochenstück); damit wurde ursprünglich eine Erhöhung der Wasserundurchlässigkeit (des nicht glasierten Materials) bezweckt, wobei ihm aber die Porosität (und damit die Kühllhaltung der Flüssigkeit) blieb. In der Ornamentik stehen die geometrischen Muster am Anfang; ihnen fügen sich später die Blumenmotive an (unter anderem auch die Tulpe). Eine andere Verzierweise ist das Ritzen; das Gefäß wird nach der Formung auf der Scheibe gedreht und mit einem dreikantigen Holzmesser oder mit dem Fingernagel geritzt. Schliesslich gibt es auch die erhabene Verzierung, die Applikation; sie wird aber beinahe ausschliesslich für die Kerzengiessgefässe verwendet. Dem Aufsatz sind gute Photobeispiele beigegeben¹.

Ein weiterer Beitrag zur ungarischen Keramik findet sich in *Ethnographia* 1960, 297–379 (mit Abb. und englischer Zusammenfassung: Potter, jugmaker, dishmaker); er ist verfasst von *Mária Kresz*; Fazekas, korsós, tálas. Sie untersucht die spezialisierten dörflichen Töpfer, welche sich je nach der Qualität des ihnen zur Verfügung stehenden Tones hauptsächlich mit der Herstellung von Koch- und Backtöpfen, Wasserkrügen oder Schüsseln und Platten befassen. Recht deutlich kommt die Auswirkung der technischen Beschaffenheit des Rohmaterials auf Form und Verzierungsweise des Produkts zur Geltung. Karten veranschaulichen die Absatzgebiete der ungarischen Töpferzentren.

Banatske Here [The Hera in Banat]. [Sammelband] hrsg. von Mil. S. Filipović. Novi Sad, Museum of Vojvodina, 1958. 426 S., Abb. 4⁰.

Um die Frage erörtern zu können, ob die kleine ethnische Gruppe der Hera im Banat (mit Dörfern auf serbischem und rumänischem Gebiet) wirklich aus der Hercegovina stammt – wie es der Name vermuten lässt – und ob sie damit dinarischen Ursprungs sei, werden alle Gebiete ihrer geistigen und materiellen Kultur in einer grösseren Zahl von Abhandlungen verschiedener Verfasser untersucht. Leider bietet die zu kurze englische Zusammenfassung am Schluss nur die Ergebnisse; sie lässt nur neidvoll einen Einblick tun, welche interessanten Einzelheiten des Brauchtums, des Volksglaubens und der sozialen und religiösen Kultur uns Nicht-Slavisten unerschlossen bleiben; schade, denn manche Aufsätze hätten sicher eine wertvolle Ergänzung zu Schneewis (Grundriss des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten) gebildet, da sich ziemliche Unterschiede in der materiellen Kultur zu den Balkanserben ergeben (vermutlich haben die im Laufe der ersten Hälfte des 18. Jh. aus der Herzegovina und Montenegro einwandernden Hera vor allem ihre materielle Kultur der autochthonen Bevölkerung angepasst). – Leider sind die Photos im Buch schlecht klischiert, um so besser aber sind die Zeichnungen. Diese zeigen recht interessante Wiedergaben von bäuerlichen Geräten und Objekten: Gestellsense, Dengelamboss, Hirtenpeitsche, Stachelhalsband, Bienenstöcke, Rockenadeln, Garnwinde, Backglocke, Feuerbock, Backofengeräten, Broten usw.

Milenko S. Filipović, Bakarno ili Mjedeno Gumno [Das Motiv der Kupfertenne in der südslavischen Volkskunde]. In: *Etnološki Pregled* (Beograd 1959) 19–33. Deutsche Zusammenfassung.

¹ Der Verfasser hat im neu erschienenen Jahrbuch des Ethnologischen Instituts der Universität Debrecen «*Műveltség és Hagymány*» 1/2 (1960; hrsg. von Béla Gunda) sich nochmals mit der ungarischen Schwarzkeramik befasst; die kurze deutsche Zusammenfassung gibt nicht an, wie sich dieser Aufsatz zu den anderen Arbeiten verhält.

Mit der «Sachkultur» hat dieser südslavisch mehrfach vorkommende Orts- und Flurname «Kupfertenne» insofern zu tun, als nach der Volksüberlieferung die alten Serben ihr Getreide auf diesen mit Kupferplatten belegten Dreschenten gedroschen hätten. Es ist aber auch der Glaube mit ihnen verbunden, dass es sich um Hexenversammlungsplätze handle, und ferner, dass die Ausdehnung des Serbentums sich so weit erstrecke, als es «Kupfertennen» gebe. In Wirklichkeit handelt es sich um Erinnerungen an ehemaligen Kupferbergbau oder an Kupfer-Verarbeitung. Die Studie ist ein wertvoller Beitrag zur glaubensmässigen Geltung des Metalls, in diesem konkreten Fall des Kupfers.

Pasterstwo Tatr Polskich i Podhala. Bd. 2: Pastwiska podgórskie i górskie. Breslau/Krakau/Warschau, Polska Akademia Nauk, 1960. 211 S., Taf. und Abb. 4⁰.

Im SAVk 56 (1960), IV, 42f. haben wir auf den 1. Band und auf die Bedeutung dieses grossangelegten polnischen Hirtenwerkes hingewiesen. Der soeben erschienene 2. Band bringt sieben Aufsätze (mit französischen Résumés) über Wasserwirtschaft, Bachverbauung und Bewässerung und vor allem über die Probleme, welche sich aus der Forderung des Naturschutzreservates für die Anpflanzung von Getreide und Futterpflanzen und für die Ausnutzung der Weideflächen ergeben. Wir können ein praktisches Beispiel der Umwandlung extensiver in intensive Wirtschaftsformen verfolgen. Wiederum ist das Buch mit vielen guten Aufnahmen ausgestattet.

A. T. Lucas, Irish Food Before The Potato. In: Gwerin 3 (1960), no. 2, 8–43. Die Einführung der Kartoffel brachte – vom ethnographischen Standpunkt aus gesehen – einen verflachenden, recht eintönigen Speisezettel für den Bauern. Lucas stellt, auf Grund von Quellenangaben, die bedeutend grössere Mannigfaltigkeit der früheren bäuerlichen Kost zusammen, wobei eine ganze Menge interessanter Einzelheiten ein recht plastisches Bild geben: Brot, Fleisch (Pferdefleisch war von jeher Tabu), Milch und Milchspeisen, Gemüse und Früchte. Es fällt natürlich auch die Hungernahrung in den Kreis der Betrachtung. Eine recht wichtige Bereicherung erfährt die Studie durch den Einbezug der Heilgenviten, in denen gelegentlich von der Nahrung der Heiligen gesprochen wird.

Max Lüthi, Das europäische Volksmärchen. Form und Wesen. 2. Aufl. Bern, Verlag Francke, 1960. 132 S. (Dalp Taschenbücher, 351). Fr. 2.80.

Friedrich Ranke hat die Bedeutung des Buches, dessen 1. Auflage (Bern, 1947) er an dieser Stelle ausführlich rezensierte (SAVk 45, 1948, 78ff.), klar erkannt. Bald wurde es zum führenden und vielseitig anregenden Hauptwerk der literaturwissenschaftlichen Betrachtungsweise des Märchens. Es ist seither wohl kein wichtiges Werk der Märchenforschung erschienen, das sich nicht mit Lüthi's Umschreibung von «Form und Wesen» auseinandergesetzt hätte. So entspricht es einem Bedürfnis der Forschung und ebenso einem Verlangen weiterer Kreise von Märchenbenützern und Märchenliebhabern, wenn «Das europäische Volksmärchen» nun in der zeitgemässen und handlichen Taschenbuchausgabe leicht und wohlfeil zu haben ist. Alles Wesentliche daran ist gleich geblieben abgesehen von einigen Anmerkungen und von der Ersetzung unzuverlässiger Beispiele durch stichhaltige, u.a. solche aus der rätomanischen Sammlung von Uffer (S. 47f.). Hinzugekommen ist vor allem das Schlusskapitel S. 98–114. Dieses bietet eine gedrängte, aber zuverlässige Übersicht (mit Literaturhinweisen) über die Entwicklung der Märchenforschung in der Nachkriegszeit. Auch die psychologische und die religionswissenschaftliche Märchendeutung ist erwähnt, vor allem aber wird die Verlagerung des Interesses innerhalb der eigentlich volkskundlichen Märchenforschung festgestellt: Von den klassischen Arbeiten der «finnischen Schule» geht die Tendenz heute mehr zur «Erzählforschung», d.h. zu einer funktionalistischen Betrachtungsweise. Andererseits richtet sich das Interesse «auch innerhalb anderer Wissenschaften», wie Lüthi bemerkt (S. 112) «von der Erforschung der Abhängigkeitsverhältnisse auf die Phänomene selber». Damit ist die Zielsetzung der literaturwissenschaftlichen Märchenforschung gekennzeichnet, welche Lüthi selber vertritt, ohne die Bedeutung anderer Richtungen zu verkennen. Was Lüthi der von andern Fragestellungen bewegten älteren und neueren volkskundlichen Märchenforschung gegeben hat, ist sein klarer Begriff des «europäischen Volksmärchens», der zu

einem ordnenden Kristallisationskern geworden ist. Die Frage nach «Form und Wesen» ihres Gegenstandes bleibt doch für jede Wissenschaft zentral. Lüthi hat uns aber nicht nur eine definierende Umschreibung der «Form» gegeben, sondern eine geradezu suggestive, ja hinreissende Initiation in das «Wesen» des Märchens – genauer: des europäischen, abendländischen Märchens nachromantischer Prägung. Diese Einschränkung, welche der Verfasser selber hervorhebt, wird man ihm nicht vorwerfen. Die sogenannten Märchen südamerikanischer Indianer oder afrikanischer Stämme sind eben keine Märchen (was schon Wesselski von den Märchen der Inder gesagt hat), sondern vielleicht Mythen, vielleicht Fabeln, oder Exempla, oder Legenden ..., sofern überhaupt derartige aus der abendländischen Literatur und Kultursituation stammende Begriffe auf die «Märchen der Primitiven» angewendet werden können. Auch wenn Lüthi das Volksmärchen vom «Buchmärchen» in Wilhelm Grimmscher Stilisierung immer wieder distanziert, so ist doch der Einfluss des romantischen Märcheninteresses auf das Abendland nicht rückgängig zu machen (wie soeben Hermann Bausinger am Problem der nachromantischen «Requisiterstarrung» in «Wirkendes Wort», Jg. 10, 279 gezeigt hat). Lüthis Märchenbegriff ist durch diese geistesgeschichtliche Situation des Märchens bedingt. – Der andere mögliche Vorwurf, dass Lüthi das Märchen nicht mit volkskundlichen, sondern mit kunst- und literaturwissenschaftlichen Kategorien fasse, trifft eine bewusste und selbstgewählte Beschränkung der Methode, die sich literaturwissenschaftlich nennt. Besser als vom Verfasser das zu verlangen, was er nicht geben will, freuen wir uns an dem Grossen und Bedeutenden was er gibt: dem immer noch anregendsten Buch für den zünftigen und den weniger zünftigen Märchenfreund.

Richard Weiss

Inselmärchen des Mittelmeeres. Herausgegeben von *Felix Karlinger*. Düsseldorf-Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1960. 336 S.

Die von Friedrich von der Leyen betreuten «Märchen der Weltliteratur» wenden sich an breite Kreise; sie suchten seit je die Mitte zwischen wissenschaftlicher und populärer Editionsart zu halten, was nicht eben leicht ist. Verglichen mit den in der Zwischenkriegszeit erschienenen Bänden nähern sich die in den 50er Jahren neu herausgegebenen stärker dem zweiten Pol. In dem vorliegenden Bande äussert sich das nicht wie in einigen andern in einer blossen Verknappung der Anmerkungen, sondern in der Art des Nachwortes, das die einzelnen Erzählungen der Reihe nach kurz beleuchtet und so den Leser in einer angenehmen Form über ihre Eigenart und über einzelne Parallelen orientiert. Weiter ist zu rühmen, dass die Auswahl, die sich auf eine erfreulich grosse Zahl älterer und neuerer Publikationen und einzelne eigene Aufzeichnungen stützt, glücklich und die Übersetzung gut ist.

Karlinger bringt türkische, griechische, maltesische, italienische, spanische Inselmärchen von Zypern bis zu den Balearen, während die dalmatinischen fehlen, weil die slawischen Sprachen dem Herausgeber nicht zugänglich sind. Wäre diese Lücke, die er selber als schmerzlich empfindet, nicht durch Zusammenarbeit mit Slawisten oder mit jugoslawischen Forschern zu schliessen gewesen? Karlinger betont den insularen Charakter der Märchen: «Die Welt der Fischer und Seeleute, der nahe Orient mit seinen Piraten und Seeräubern, kurz das Meer spielt die dominierende Rolle» – nur die Sarden präsentieren sich als ein Hirten- und Bauernvolk. In diesen Bemerkungen ist die Rolle des Milieus, des Lokalkolorits leicht überbetont; sie geben den Erzählungen oft eine originelle Patina, beeinflussen aber ihre Grundstruktur wenig. Die Freude am Schwankhaften und am Legendarischen, die sich auch verbinden können, stellt man nicht nur bei diesen Inselmärchen fest. Und doch ist der Gedanke, die Erzählwelt der mittelmeerischen Inseln in einem Bande einzufangen und ihre Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten anzudeuten, einleuchtend und seine Verwirklichung erfreulich. Man freut sich der heiteren und kraftvollen Erzählweise und stösst auf manche bemerkenswerte Einzelheit. Max Lüthi, Zürich

Herr und Knecht. Antifeudale Sagen aus Mecklenburg. Aus der Sammlung *Richard Wossidlos* herausgegeben von *Gisela Schneidewind*. Berlin, Akademie-Verlag, 1960. 210 S. (Deutsche Sagen demokratischen Charakters, 1 = Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 22).

Aus dem fast zwei Millionen handgeschriebene Zettel umfassenden Nachlass des grossen Mecklenburger Volkskundlers und Sammlers Richard Wossidlo (1859–1939) wurde das Material für die vorliegende Ausgabe gewählt. Hatte Wossidlo dem Geiste seiner Zeit entsprechend, seine Aufzeichnungen nach mythologischen Gestalten und Motiven und nach regionalen Gesichtspunkten geordnet, so wandte die Herausgeberin allerdings völlig andere Prinzipien an; sie entnahm dem in der Wossidlo-Forschungsstelle in Rostock befindlichen Riesenstoff, der eine unerschöpfliche Quelle für Untersuchungen über das Volksleben Mecklenburgs in den letzten hundert Jahren darstellt, diejenigen Texte, die deutlich und klar «die demokratischen und revolutionären Traditionen des werktätigen Volkes» bezeugen: rund 600 Sagen mit 188 verschiedenen Typen. Diese einseitige Auswahl kann sie damit begründen, dass andere ältere Mecklenburgische Sagenveröffentlichungen wie die von Niederhöffer, Bartsch, Kuhn und Schwartz nur wenig derartiges Sagenut bringen und auch Wossidlo kaum etwas aus diesem Teil seines Bestandes veröffentlichte. Sie kann sich zudem auf die Landesgeschichte Mecklenburgs berufen, auf die bedrängte Lage der Landbevölkerung in den ritterschaftlichen Gutsdörfern, auf die bis 1879 währende Patrimonialgerichtsbarkeit der Junker, auf das völlig vernachlässigte Schul- und Bildungswesen, – kurzum: auf eine Feudalordnung, die dem Herrn jede Willkür gestattete. Die dargebotenen Stoffe, oft erschütternde Selbstzeugnisse aus dem schweren Leben einer unleugbar unterdrückten Volksschicht, beziehen sich häufig auf historisch belegbare Vorgänge von akten- und gerichtskundig gewordenen Grausamkeiten mecklenburgischer Gutsherren oder ihrer Pächter. Sie sind nach den beiden grossen Themen «Das Unrecht» und «Die Vergeltung» angeordnet, jeweils mit einer hochdeutschen Übersetzung versehen und durch einen gut gearbeiteten Anmerkungsteil (S. 113–164), ein Erzähler-, Orts- und Personenregister (S. 167–200) und ein Motivverzeichnis (S. 201–205) bereichert. Es handelt sich also bei der vorliegenden Veröffentlichung um eine gut fundierte wissenschaftliche Leistung, – wohl mit vollideologischer Tendenz, die jedoch auf Grund des beigebrachten Materials zumindest für Mecklenburg berechtigt erscheint. Fritz Reuter mit seinem «Herrn von Hakensterz» und «Kein Hüsung» hat dafür lebendiges Zeugnis abgelegt. Liest man jedoch in der Einleitung, dass «das auf mehrere Bände angelegte Werk die demokratischen Sagenüberlieferungen Deutschlands – und für die Zeit vor 1848 auch Österreichs und der Schweiz – enthalten» soll, so überkommen einen doch einige Besorgnisse ob so einseitiger Überbetonung von unter agitatorischem Titel herausgelesenen Teilgebieten der Volksüberlieferung. Ist in ihr der grosse Antagonismus «Herr und Knecht» auch zweifellos vielfach enthalten und ebenso zweifellos in der Vergangenheit von der Forschung bewusst oder unbewusst unbeachtet geblieben (wie sich die Volkskunde ja überhaupt bisher viel zu wenig mit den sozialgeschichtlichen Hintergründen des Volkslebens befasst hat), so würde die Überbelichtung dieses Themenkreises nun wiederum zu einer neuerlichen Verzeichnung der Lebenswirklichkeiten führen, in denen die sozialen Gruppen, mit denen wir es zu tun haben, eingebettet sind.

Ingeborg Weber-Kellermann, Marburg

Ausgegeben April 1961

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel